

Verlorene Schäfchen



ROMAN



Madeline Cash

»Ich hätte die Familie Flynn ewig auf ihren herrlich abgründigen Wegen begleiten können.«

ELENA FISCHER





Madeline
Cash

Verlorene Schäfchen

ROMAN

Aus dem Englischen
von Sophie Zeitz



PENGUIN VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2026
unter dem Titel *Lost Lambs*
bei FSG, New York.

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds
für die Förderung durch ein Arbeitsstipendium.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2026 by Madeline Cash

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2026

by Penguin Verlag in der

Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Lektorat: Leonora Tomaschoff

Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München

Umschlagabbildungen: Getty Images / Stone / Ed Freeman

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-60451-8

www.penguin-verlag.de

Da freuten alle Kinder sich
über das kleine Lamm.

Kinderlied, ca. 1830

Die Mückensituation in der Kirche geriet außer Kontrolle. Es war Miss Winkles Schuld, sie hatte die Mücken hergebracht, und das war unverzeihlich, vielleicht nicht in den Augen Gottes, aber in Father Andrews Augen, der alle Geschütze auf fuhr und es trotzdem nicht schaffte, die Mücken loszuwerden – er hatte schon jede Falle, jedes Spray, jede Klatsche auf dem Markt ausprobiert –, doch seine Vernichtungsversuche hinterließen so gut wie keinen Eindruck bei der Mückenpopulation. Wenn überhaupt, vermehrten sie sich noch. Father Andrew schwante, dass die Mücken schon bald weitere Plagen in die Kirche locken würden: mückenfressende Spinnen zum Beispiel, die ihrerseits Frösche anlockten, die Ratten anlockten, die Katzen anlockten, die Kojoten anlockten, die noch größere, kojotenfressende Säugetiere anlockten, und so weiter und so fort. Das alles war Miss Winkles Schuld, weil Miss Winkle die Pflanze in die Kirche geschleppt hatte, »wie Gott am dritten Tag der Schöpfung!«. Miss Winkle kam mit ihrem geistig behinderten Kind zu jeder Kirchenveranstaltung – das Mädchen trug Lärmschutzkopfhörer vom Schießstand zur Messe, weil es Angst vor der Orgel hatte –, und manchmal brachte sie Pflanzen aus der Gärtnerei mit, wo sie ehrenamtlich die Orchideen pflegte. Wahrscheinlich hatte sie nicht gewusst, dass die Blumenerde voller Mückeneier war, aber was haben Pflanzen überhaupt in der Kirche zu suchen?, dachte Father Andrew. Die Kirche war doch kein Gewächshaus. Und dann noch eine Monstera, lateinisch für *Monster*, nahm Father Andrew an, auch wenn er es nicht genau wusste, weil er im Priesterseminar statt Latein Französisches Kino belegt hatte. Die

Pflanze stand ganz oben auf der Liste der Gründe, warum er Miss Winkle nicht mochte. Außerdem stand auf der Liste, dass sie beim vierteljährlichen Spendenaufruf zur Reparatur der Kirchenglocken noch nie einen Cent gespendet hatte, sich aber vierteljährlich beschwerte, dass die Kirchenglocken nicht läuteten. Und sie hatte diese Marotte, ständig »Sag ich doch« zu sagen, auch wenn sie gar nichts gesagt hatte. Soweit er sich erinnerte, hatte sie noch nie etwas Interessantes gesagt oder irgendwie ein Gespräch bereichert. Sie schob immer nur ihr »Sag ich doch« hinterher, wenn jemand anderes etwas Interessantes sagte, was anmaßend und falsch von ihr war und wahrscheinlich von einer fundamentalen Charakterschwäche zeugte, vielleicht sogar von der Wurzel des Bösen, die bis zu ihrer apfelessenden Stammutter zurückging. So jedenfalls spekulierte Father Andrew in der Sitzung mit dem Psychiater, den ihm das Amt vor die Nase gesetzt hatte. Nach der unschönen Sache mit den Priestern und den Messdienern vor ein paar Jahren hatte es in der Our-Lady-of-Suffering-Kirche ein paar strukturelle Veränderungen gegeben, zum Beispiel ein wöchentliches Konsens-Ritual im Rahmen eines Christus-Workshops, eine*n Intimitätsbeauftragte*n bei jeder Beichte und eine für alle Geistlichen obligatorische Psychoanalyse bei dem neu berufenen Parochialpsychiater. Der Parochialpsychiater führte Father Andrews »latente Misogynie« gegenüber Miss Winkle gerne auf sein »unterdrücktes sexuelles Verlangen« zurück, eine Diagnose, der Father Andrew vehement widersprach. Er unterdrückte überhaupt nichts und war vor der Priesterweihe mit einer Reihe von Frauen intim gewesen – mit dreiunddreißig, um genau zu sein, eine für jedes Lebensjahr Christi. Außerdem bezweifelte er stark, dass sein männliches Begehren ausgerechnet von Miss Winkle geweckt würde, einer Frau, an die er eher dachte, um seine unheiligen Triebe zu ersticken.

An diesem ersten April, dem staubtrockenen Höhepunkt der Regenzeit, war Father Andrew eigentlich gerade auf dem Weg ins Vintage Theater, um sich einen französischen Film anzusehen, als es an die Bürotür klopfte und Harper Flynn davorstand, die jüngste der drei kleinen Flynns. Harper war nicht mehr in der Kirche gewesen, seit ihre Eltern eine offene Ehe führten. Father Andrew hielt sich durchaus für einen fortschrittlichen Geistlichen, aber in dem »ehelichen Arrangement« der Flynns sah er weder Experimentierfreude im Sinne der Swinging Sixties noch irgendeine linksbewegte New-Age-Poly-Blabla-Ideologie, sondern allenfalls eine kreative Ausrede, sich gegenseitig und den drei Töchtern das Leben noch schwerer zu machen. Harper musste inzwischen zwölf sein, schätzte er, vielleicht dreizehn.

Sie schlich in sein Büro. Durch das Buntglasfenster fiel ein Regenbogen auf ihr kleines Gesicht. Die feinen Sommersprossen. Das Stupsnäschen. Die französischen Zöpfe, dunkelbraun und glänzend wie ein Betschemel. Wie ein frisch gestriegeltes Pferd. Die drei kleinen Flynns – Abigail, Louise und Harper – kamen alle nicht mehr zum Gottesdienst. Sie gingen sonntags nicht in die Kirche und schwänzten mittwochs die Schulanacht in der Kapelle der Sacred Daughters Preparatory School. Sie fälschten Atteste der Schulkrankenschwester: Zahnschmerzen, Frauenleiden, Schleudertrauma, Magenverstimmung nach dem Verzehr von saurer Milch. Sie fehlten bei der Schulaufführung der *Arche Noah* und wurden später auf dem Parkplatz gesehen: ein Löwe, ein Fuchs und ein Dachs, die sich eine Zigarette teilten. Auch vor der letzten Winterspendenaktion hatten sie sich gedrückt, dem Lutheranermarsch gegen Leukämie, dem dreibeinigen Rennen für dreibeinige Hunde, dem Apfeltauchen für Autismus und dem Nähwettbewerb für Narkolepsie. Dabei gab es streng genommen keine Entschuldigung mehr für Fehlzeiten, seit die Kirche die digitale Andacht

eingeführt hatte. Father Andrew galt wegen seines konstruktiven Umgangs mit der Digitalisierung und seiner Flexibilität, was die Messe angeht, als eine Art Vorreiter in seinem Amt. Alle Gotteshäuser mussten sich den Veränderungen anpassen – Rabbi Hoffman bot sogar einen mobilen Beschneidungsservice an: *Schnipp schnapp – Mohel auf Rädern*. Doch die Töchter der Flynns, tatsächlich die ganze Familie, waren einfach abgesprungen. Wehmütig erinnerte sich Father Andrew daran, wie viel Spaß die Kleinen früher beim Apfeltauchen für Autismus gehabt hatten, es war wirklich ein Jammer.

»Setz dich, Harper.«

Er deutete auf den leeren Stuhl vor dem Schreibtisch. In der Bibel gab es keine Zufälle, und doch hatte erst vor wenigen Tagen Bud Flynn, der Vater der Mädchen, die Flynn'sche Funkstille gebrochen, als er an dieselbe Tür geklopft und auf demselben Stuhl Platz genommen hatte.

»Setzen Sie sich, Bud«, hatte Father Andrew gesagt.

»Father, mal angenommen – rein hypothetisch –, ein Freund von mir wollte seinem irdischen Leben ein Ende setzen. Wie würde so was auf spiritueller Ebene ablaufen?«, hatte Bud gefragt.

»Ablaufen?«

»Also – käme er zwangsläufig in die Hölle?«

»Nun, Selbstmord ist eine Sünde. Die Entscheidung, wann unsere Zeit gekommen ist, liegt allein bei Gott. Sie Ihm zu nehmen ist Blasphemie.«

»Und da wird nicht mal ein Auge zugeedrückt? Das wird strikt gehandhabt?«

»So strikt wie die Flughafenkontrolle.«

»Blasphemie, ja?«

Father Andrew nickte stoisch.

»Das klingt ernst.«

»Vielleicht überlegt es sich *Ihr Freund* noch mal.«

»Ja, vielleicht.«

Aus dem Altarraum drang ein schrilles Krächzen. Im Kirchengewölbe nistete ein verwildertes Papageienpärchen, das vor ein paar Jahren aus dem Privat zoo eines Milliardärs geflohen war. Insgeheim hatte Father Andrew gehofft, die Papageien würden die Mücken fressen – eine natürliche Lösung des Problems –, aber offenbar suchten sie lieber Nüsse, deren Schalen sie wie ironische Opfergaben auf den Altar fallen ließen.

»Danke, Father.«

Bud Flynn ergriff die Flucht und warf unterwegs einen Fünf-Dollar-Schein und eine Mango-Rooney-Stempelkarte in das Kollektorkorbchen. Auf der Karte fehlte nur noch ein Stempel für einen Gratis-Smoothie. Jetzt saß Harper auf demselben Stuhl und faltete die Hände im Schoß. Ihre ungebügelte Bluse lag flach über der Brust, Harper hatte die Reise vom Mädchen zur Frau noch nicht angetreten. Nicht, dass Father Andrew an Harpers Reise vom Mädchen zur Frau dachte, denn das wäre unangemessen gewesen und hätte wahrscheinlich weitere Besuche beim Parochialpsychiater nach sich gezogen.

»*Vergib mir vater denn ich hab gesündigt*«, sagte Harper Flynn.

»Möchtest du beichten, Harper?«

»Ja. Ich habe das neunte Gebot gebrochen.«

»Du hast falsches Zeugnis abgelegt?«

»Ja«, sagte sie. »Ich lüge die ganze Zeit. Jeden Tag rund um die Uhr. Bei jeder Gelegenheit und bei völlig unwichtigen Dingen. Zum Beispiel, wenn Dad fragt, was es in der Schule zu essen gab, und ich sage Nudelsalat und Obst, obwohl es Chicken Nuggets und Selleriestangen gab.«

»Vielleicht sollten wir uns ansehen, was dich dazu bewegt, so viel zu schwindeln.«

»Ich bin kreativ.«

»Graben wir ein bisschen tiefer. Wie läuft es zu Hause?«

»Ich glaube, mein Vater will sich umbringen.«

»Wie kommst du darauf?«

»Er hat auf dem Familienlaptop *schmerzlose Selbstmordmethoden* gegoogelt.«

»Es wäre schön, wenn ihr wieder zur Messe kämt, deine Schwestern und du. In Zeiten der Not sind wir empfänglicher für die dunklen Mächte.«

»Wir sind reformiert.«

»Ich glaube, die Atmosphäre hier würde euch guttun.«

Harper mochte es, wenn man sie wie eine Erwachsene behandelte. Father Andrew konnte sehen, wie sich die Rädchen in ihrem Kopf drehten. Er hatte die abtrünnige kleine Katholikin gern.

»Warten Sie, ich bin noch nicht fertig mit dem Beichten.«

Harper zog eine rosa E-Zigarette unter dem Pullover hervor und saugte daran. Das Gerät gab ein befriedigendes Zischen von sich. »Ich habe Trizoletin aus Mr. Friedmans Apotheke geklaut und in der Schule verkauft. Manchmal lege ich hinter dem Waschsalon Feuer. Ich habe mir Father Hayworths Spitznamen ausgedacht – Father Gayworth –, und jetzt nennen ihn alle so. Ich habe von der Arbeits-E-Mail-Adresse meines Vaters aus ein schwedisches Pornovideo an all seine Kontakte geschickt – das ist ein eigenes Genre, mit viel Fell. Auf dem Weg hierher habe ich den Reifen des Kirchentransporters mit einem Federmesser zerstoßen. Ich habe mir selbst Latein beigebracht, um die Pfingstlergruppe in der Schule zu ärgern, und mir mit einer Lupe die Handflächen verbrannt, um Stigmata vorzutäuschen. Ich habe mit der Kreditkarte meiner Mutter auf mehreren koreanischen Shopping-Webseiten Schulden angehäuft. Ich habe bei Squeaky Mart Mausefallen geklaut und weiß noch nicht, was ich damit mache. Letzte Woche habe ich im Golden Dragon einen Hummer aus dem Aquarium befreit und ihn meinen Schwestern in die Badewanne gelegt. Und nach dem Tennis

habe ich Missy in der Umkleide den Zopf abgeschnitten und ihn ihrer Mutter in den Briefkasten geworfen.«

»Das ist eine ziemliche Litanei«, sagte Father Andrew, ohne die Stimmlage zu verändern. Über Father Hayworths sexuelle Orientierung hatte er auch schon gerätselt, wie alle hier. »Aber mir ist nicht entgangen, dass du die Beichte mit deinem Hang zu Unwahrheiten begonnen hast.«

»Stimmt. Ich habe mir alles nur ausgedacht, um Ihre Reaktion zu testen.«

»Warum?«

»Weiß ich nicht.«

»Du bist ein vorwitziges Kind.«

»Bei vorgehaltener Pistole würde ich sagen ...«

»Keiner hält dir eine Pistole vor.«

»Bei vorgehaltener Pistole würde ich sagen, dass ich mich zu Tode langweile.«

»Ich verstehe. Die Banalität des Ungehorsams.«

»Ich bin das Opfer von Vernachlässigung.«

»Wir bieten eine virtuelle Sonntagsschule an.«

»Ich will nicht in die virtuelle Sonntagsschule.«

Harper zog an ihrer Vape.

»Bist du vom Glauben abgefallen?«

»Meine Tugend ist posttheokratisch.«

Manchmal, in zähen Gesprächspausen wie der, die gerade zwischen Harper und ihm entstand, hätte er schwören können, dass er die Brandung gegen die Mole am Hafen rauschen hörte. Aber die Entfernung zwischen der Kirche und Alabaster Harbor™ war natürlich viel zu groß. Ein Trick des Innenohrs, dachte er, wie wenn man an einer Muschel lauscht.

»Komme ich in die Hölle?«, fragte Harper.

»Nein, Harper.«

»Exkommuniziert? *Latae sententiae*?«

»Darüber entscheide nicht ich.«

»Doch, laut Kirchengesetz entscheiden genau Sie darüber.«

»Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.« Father Andrew schlug irritiert nach einer Mücke. Er hatte Erbarmen mit den Flynns.

Als Father Andrew an diesem Nachmittag das Büro verließ, ging er durch die Bankreihen, um Nussschalen einzusammeln, ein paar Liederbücher ins Regal zu räumen und die Aschenbecher des Alkoholikertreffens zu leeren. Dann schloss er das große Kirchenportal ab, schlenderte über den Parkplatz, bückte sich neben dem Kirchentransporter und zog das Federmesser aus dem linken Hinterreifen.

Bud Flynn schluckte vier Trizoletin, die er im Zimmer seiner Tochter gefunden hatte, masturbierte in ein Geschirrtuch und bereitete sich darauf vor, den Minivan ins Meer zu steuern. Auf dem Beifahrersitz türmte sich ein Schrein aus internationalen Take-away-Packungen – mit den Flaggen Mexikos, Thailands, Indiens, Chinas, Äthiopiens und des unabhängigen Inselstaats Tuvalu –, deren kollektives Gewicht inzwischen bei der Autoelektronik Alarm auslöste, weil der Schrein nicht angeschnallt war. Bud strich die Plastikhülle eines Schokoriegels glatt, der Milkschokolade und dunkle Schokolade kombinierte. *Jetzt bitter – noch besser* stand darauf. Ein übler Marketingtrick, dachte Bud, dem Verbraucher einzureden, dass etwas Reines und Gutes durch die Zugabe von etwas Negativem in seiner Reinheit und Güte noch verstärkt wird. Dass Schokolade gut war, stand fest, was gab es da zu verbessern? Und dann noch mit einer erklärtermaßen negativen Veränderung? *Gut, wie es ist* – das wäre Buds Slogan. *Bekannt, bewährt, überwiegend unbescholten* Flynn.

Buds Blick fiel in den Rückspiegel und auf den Heiligenschein seines Haarausfalls; er hatte das Gesicht eines Mannes, der seit mehreren Legislaturperioden nicht mehr cool war. Ein Mann, der in seiner Jugend über drei ironische Tätowierungen nachgedacht, sich aber für keine entschieden hatte. Ein Mann, der sich – wie seine Haare – an gewisse materielle Träume klammerte, aber trotz bester Vorsätze und Absichten einsehen musste, dass der Zug abgefahren war. Im Gegensatz zu seinem maroden Äußeren lief das Innere seines Körpers noch so rund wie der Motor eines deutschen Autos. Die letzte

Prostatauntersuchung sowie die Magen- und Darmspiegelung waren unauffällig gewesen, was hieß, dass Bud so bald nicht krepieren würde, jedenfalls nicht auf natürlichem Weg.

Eigentlich hörte Bud nicht gern Talkradio. Er hatte dabei immer das Gefühl, er würde die Gespräche anderer Leute belauschen. Aber jetzt berichtete der Moderator das Neueste von zwei Männern, die nur mithilfe einer festen Zahnsperre aus dem Gefängnis ausgebrochen waren, und Bud musste zugeben, dass die Story spannend war. Nicht spannend genug, um seinen Plan für heute Abend zu ändern, aber doch interessant genug, um noch eine Weile in der Einfahrt stehen zu bleiben. Später, wenn er ins Meer fuhr, wollte er irgendwas in Richtung Powerballade auflegen, einen dieser Wegbereiter des Rock, die den Donner »samtig« nannten und »vom Licht geführt« wurden. Aber leider verstand Bud beim besten Willen nicht, wie man die Bluetooth-Funktion des Bordcomputers aktivierte.

»Du musst auf *Mit Gerät koppeln* drücken.« Seine mittlere Tochter, wie hieß sie noch gleich – Louise! –, stand plötzlich neben der Fahrertür.

»Schatz, du hast mich zu Tode erschreckt.«

»Ich stehe schon seit anderthalb Minuten hier.«

Er winkte sie auf den Beifahrersitz. Sie trödelte um den Wagen wie ein kleiner Planet, bevor sie die leeren Schachteln beiseiteschob und sich neben ihren Vater setzte. Frauen sind ätherische Wesen, dachte Bud; immer mit einem Bein in einer anderen Welt. Inzwischen lief im Radio *Social Light*, eine Talkshow über junge Celebritys, die zu Jesus gefunden hatten. Bud fand die Sendung abstoßend. Er drehte am Knopf, bis er beim Hardrock-Sender landete.

»Hardrock«, sagte Bud, »meine große Schwäche.«

Komisch, dachte er, dass Dinge, die Spaß machen, als Schwäche gelten.

Louise Flynn nieste mehrmals in die Armbeuge und verteilte

dabei einen Sprühregen auf der Windschutzscheibe. Kinder hinterließen immer Spuren. Wie kleine Schnecken.

»Gesundheit«, sagte Bud.

»Was gibt es zum Abendessen?«

»Kannst du Mommy fragen, ob sie was bei Fabio bestellt?«

»Fabio hat zu. Seit zwei Monaten.«

»Kind. Wie wär's, wenn du dich einfach an den Herd stellst und ...« Bud ruderte zurück, als er sah, wie der weibliche Zorn in den Augen seiner Tochter aufflammte. »Ich meine das als Feminist. Also, egal, mit welchem Geschlecht du dich identifizierst: Jeder sollte wissen, wie man Wasser kocht.«

Bud hoffte, dass Louise ihm trotz seines Schnitzers erklären würde, wie das mit dem Bluetooth funktionierte.

Irgendwie kam das Gespräch nicht in Gang. Sie starrten das Haus an; das Haus, das seine Schwiegereltern bezahlt hatten, eine Tatsache, die sie ihn nie vergessen ließen. Es brauchte dringend einen neuen Anstrich, und die Wiese brauchte neuen Rasen. Die Veranda war wurmstichig, und an manchen Stellen gaben die Bretter nach. Ein Windspiel, das Catherine als therapeutisches Projekt aus den Milchzähnen der Kinder gebastelt hatte, klapperte beklemmend in der Brise. Bud fand es scheußlich, aber er hielt es mit dem Prinzip, dass sich nicht jede Schlacht zu schlagen lohnte, weil immer unweigerlich ein wichtigerer Konflikt kam. Die Farbe der Haustür zum Beispiel, die Catherine unbedingt orange streichen wollte – »keiner auf der Straße hat Orange, William« –, aber dank Buds nachweislicher Diplomatie und Nachgiebigkeit in Sachen Zahnwindspiel konnten sie sich auf ein blasses Blau einigen, das mittlerweile überall abblätterte.

Das Haus war nicht von der Sorte, die ein Erdbeben überstehen würde, auch wenn es von innen aussah, als hätte gerade eines stattgefunden. Die Kleidung wurde abgestreift, fallen und liegen gelassen: Schuluniformen, Sattelschuhe, Faltenröcke,

Kittel, Strickjacken, Zahnschutzschienen, Baskenmützen, Stollenschuhe, Halstücher aus Ferienlagern und Umhänge von Schulaufführungen. Jeder Gegenstand war mit Initialen und Monogrammen versehen. Die Mädchen bestanden auf dem Besitz der merkwürdigsten Dinge – eine Schneekugel, eine Skimütze, eine alte Cornflakesschachtel. Warum Anspruch auf die Gießkanne erheben, dachte Bud, wenn sie gar keine Pflanzen hatten? An allen Tellern klebte eine Patina aus Buchweizenpaste, das Einzige, was Harper, die Jüngste, vertrug. Die Wand, an der sie das Wachstum der Mädchen vermerkt hatten, war inzwischen vollständig beschmiert mit Räuberlatein und gekritzelten Schmetterlingen. Buds Bildband über Extremgolflätze diente als Keil für ein defektes Fenster. Ein Brettspiel, bei dem es darum ging, benachbarte Länder zu kolonisieren, stand seit Ewigkeiten aufgebaut auf dem Esstisch; die Plastiksoldaten waren für immer im Angriff erstarrt. Die Kissen mit den gestickten Bibelversen von Buds Mutter hatten rote Lipgloss- und Nasenblutflecken. Es ging sowieso ein ständiger Blutstrom von diesen Frauen aus – aus Nasen, Knien und anderen Stellen –, der zu Buds Erstaunen nie versiegte.

Im Wohnzimmer hing ein Fotoporträt von Catherine als Matriarchin. Sie hatte es letztes Jahr im Einkaufszentrum aufnehmen und vergrößern lassen und Bud zum Geburtstag geschenkt, was einen ihrer letzten Streite vor dem »Arrangement« ausgelöst hatte.

»Natürlich finde ich es *schön*, ich weiß nur nicht, wozu ich ein Foto von dir brauche. Ich bin kein Kriegsgefangener. Ich sehe dich jeden Tag.«

Catherine hatte sich angewöhnt, hin und wieder in eine gestelzte Sprache zu verfallen und ihn »William« zu nennen, obwohl das gar nicht sein richtiger Name war. Er hieß Bud. Einfach Bud. So stand es in seiner Geburtsurkunde.

»Es war lieb gemeint, William.«

»Schon klar. Ich meine, eine Uhr ist auch lieb gemeint. Ach, Schatz, das war doch nur ein Scherz.«

Aber Catherine hatte sich längst von ihm entfernt und ihren Blick auf den Lichtstreifen unter einer fernen, geschlossenen Tür gerichtet. Vielleicht hatte Bud im Lauf der Jahre doch die falschen Schlachten geschlagen und am Ende den Krieg verloren.

Bud hatte aufgehört, zu Hause Schubladen zu öffnen, seit er auf der Suche nach einem Flyer vom Lieferservice auf eine Packung extragroßer, extragleitfähiger Kondome gestoßen war. Es war unwahrscheinlich, dass sie seinen Töchtern gehörten, nachdem der Sexualkundeunterricht an ihrer Schule durch den Abstinenzbasar und das örtliche Zentrum für Frauengesundheit durch eine Keramikwerkstatt ersetzt worden waren. Was hieß, dass die Kondome seiner Frau gehörten. Was hieß ...

»Das ist etwas *Gutes*«, hatte Catherine gesagt. »Ein positiver Schritt für unsere Ehe.«

»Ich verstehe nicht, wie das ein positiver Schritt für unsere Ehe sein soll«, hatte Bud geantwortet.

»Auf jeden Fall ist es ein Schritt. Vielleicht ein Schritt zur Seite.«

Bud fühlte sich wie einer der Soldaten auf dem Spielbrett – er war auf seinem Feld erstarrt, während alle anderen vorrückten.

»Ich will aber keinen Schritt machen! Ich will mich nicht bewegen!«

»Genau das ist das Problem.«

Da Catherine gemäß ihrer inzwischen überholten Vereinbarung die Rolle der Hausfrau übernommen hatte, war Bud der Alleinverdiener, was die Flynns unter erheblichen finanziellen Druck setzte.

»Sag Bescheid, wenn ich dir ein paar Kröten leihen kann«, hatte Jim Doherty angeboten, Buds Nachbar und Hausfeind.

»Nicht nötig, Jim.«

»Ich meine ja nur«, hatte Jim Doherty gesagt und ein vorlautes Ästchen von seiner Formschnittthecke gezwickt.

Bud arbeitete als Accounts-and-Systems-Manager bei Alabaster Harbor™, was nicht irgendein verschlafener Fischerhafen war, sondern das größte Umschlagzentrum an der Westküste, das wichtigste Einfallstor für den nationalen *und* internationalen Handel. Alabaster Harbor™ war ein Arbeitsplatz mit fragwürdigen Geschäftspraktiken, aber Bud stellte keine Fragen, und dafür wurde er entschädigt. Das Unternehmen bot seinen Beschäftigten attraktive Gehälter und versorgte Buds Familie mit einer erstklassigen Krankenversicherung. Zum Beispiel waren im Fall eines Flugzeugabsturzes, eines Schulmassakers oder eines Angriffs durch einen psychopathischen Mörder sämtliche Todesfälle abgedeckt. Letzten Monat hatte Catherine sich einen Leberfleck entfernen lassen – ein rein kosmetischer Eingriff, soweit Bud wusste –, und auch dafür hatte die Versicherung gezahlt. Doch der Flynn'sche Haushalt war ein Fass ohne Boden. Deshalb konnte Bud sich trotz seines attraktiven Gehalts keine Zweitwohnung leisten, als das »Arrangement« in Kraft trat, nicht einmal vorübergehend. Also war er vor einem Monat in den Minivan gezogen, nachdem seine Assistentin Catherine und Jim Doherty im Einkaufszentrum gesehen hatte, die bei Helter Seltzer in der Schlange standen und sich offenbar über die Vor- und Nachteile von mit Kohlensäure versetztem Wasser unterhielten. Buds Blutdruck schoss in die Höhe, als er sich ausmalte, wie seine Frau in der Mall rumflirtete und anschließend in Jim Dohertys italienischen Wagen stieg – STX-Klasse –, wo sie auf der Rückbank übereinander herfielen wie schlabbernde Teenager. Wie Catherine an ihren Blusenknöpfen riss und Jim Doherty ihre Kaiserschnittnarbe leckte.

Louise wich im Fußraum einem schlaffen Caesar Salad, einem zerknitterten Herrenhemd und mehreren Umschlägen

mit dem bedrohlichen Stempel LETZTE AUFFORDERUNG aus. Was kam nach der letzten Aufforderung? Louise stellte sich vor, welche Auswirkungen das »Arrangement« ihrer Eltern auf ihr späteres Leben haben würde. Bud stellte sich vor, wie er sich gewaltsam und in aller Öffentlichkeit das Leben nahm, vielleicht im Einkaufszentrum. Bud war nie ein Workaholic gewesen, und irgendwo hatte er einmal gelesen, dass der Tod *auch nur ein Job* sei, aber er erinnerte sich nicht, wo.

»Mom hat gemeint, ich soll dir den Autoschlüssel abnehmen«, sagte Louise.

»Können wir einfach einen Moment hier sitzen?«, fragte Bud.

»Okay«, sagte Louise.

»Soll ich die Sitzheizung anmachen?«

Am Ende der Sackgasse stand Jim Dohertys STX-Klassenwagen in der Einfahrt. Jim Doherty hatte eine Wetterfahne auf dem Dach, eine Vogeltränke im Garten und ein mit Kletterpflanzen bewachsenes Rankgitter an der Fassade. Der Briefkasten sah aus wie ein roter Gockel. Auf einem Schild im Garten stand: *Hier wohnt ein Einserschüler*. Bud dachte an ein tschechisches Wort, das seine Garagenrockband einmal als Bandnamen in Betracht gezogen hatte: *Litost* – grob übersetzt »die an Verzweiflung grenzende Demütigung, die uns erfüllt, wenn jemand mit seinen Erfolgen aufzeigt, was bei uns im Leben schiefgelaufen ist«.

Bud spürte die quälenden Nadelstiche der Bitterkeit. Vielleicht war *jetzt bitter* deswegen *noch besser*, weil es uns klarmachte, wie gut wir es einmal hatten. Wenn Bud die Augen schloss, erinnerte er sich – verzerrt und idealisiert – an eine Zeit des reinen Glücks. Eine Zeit, in der die Antwort auf alle Fragen *Ja* war. Damals schien es, als käme das Wort *Nein* in Buds und Catherines Wortschatz nicht vor. Ja – wir teilen uns die Zahnbürste. Ja – wir öffnen die Austern selbst. Ja – wir machen es im Garten, auf dem Dach, auf dem Spielplatz in der

Rutschbahnröhre. Ja – wir springen über das Drehkreuz. Ja – wir fahren zum Horizont. Ja – wir reden die ganze Nacht bei Zwei-Dollar-Bier und Ein-Dollar-Kaffee. Ja – wir färben uns die Kleider mit Pfirsichkernen. Ja – wir gründen eine Band, wir bauen ein Baumhaus, wir waten nackt in den See mit der seltsamen Farbe. Ja – wir knutschen bei Fabio hinten in der Nische. Ja – wir kichern in der Ecke der Western-Bar, in unserer eigenen Welt, während unsere Freunde vom mechanischen Bullen abgeworfen werden. Und ja – als Catherine schwanger wurde und Bud die unvermeidliche Frage stellte, eher aus pragmatischen als aus romantischen Gründen, sagte Catherine: Ja. Ja, ja, ja, ja, ja.

Bud wusste nicht genau, wann aus den Jas Neins geworden waren – oder noch schlimmer: – Vielleichts, Egals, Kann-Seins; wann aus der Leidenschaft Gleichgültigkeit geworden war. Sie hatten es nicht geschafft, das Bittere und das Süße zu verschmelzen, und der Riegel, der dabei herauskam, schmeckte nicht. Bud händigte seiner mittleren Tochter den Autoschlüssel aus. Heute würde er nicht ins Wasser fahren.

»Schreibst du Einsen?«, fragte Bud.

»Nein«, sagte Louise.

Catherine Flynn zündete sich mit dem langnasigen Kaminfeuerzeug einen Joint an und ließ sich in die Wanne sinken. Das Badewasser roch nach den Haferflocken, die sie hineingestreut hatte. In der Tür erschien Abigail Flynn. Catherines älteste Tochter durfte neuerdings Make-up benutzen, das sie großzügig über Augen, Mund und Wangen verteilte.

»Rauchst du Gras?«, fragte Abigail.

»Wo willst du so aufgetakelt hin?«, fragte Catherine.

»Rauchst du zu Hause Gras?«

»Und wenn?«

»Darf ich dann auch zu Hause Gras rauchen?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Ich rauche medizinisches Gras. Ich hatte *Krebs*.«

»Du hast dir ein Melanom entfernen lassen.«

»Wo willst du hin?«, fragte Catherine.

»Ich treffe mich mit meinem Freund.«

»Wer ist dein Freund?«

»Ich finde es unangenehm, mit dir zu reden, wenn du nackt bist.«

Catherine klopfte den Joint theatralisch ab. Asche schwamm auf dem Wasser.

»Seit wann hast du einen Freund?«

»Haben wir was zu essen?«, fragte Abigail.

»Komm und iss Haferflocken«, sagte Catherine.

Abigail verdrehte die Augen. »Ich gehe.«

»Wer fährt?«

»Mein Freund.«

»Wie heißt er?«

»Wes.«

»Ist er auf deiner Schule?«

»Nein.«

»Sie nennen ihn Kriegsverbrecher-Wes«, sagte Harper Flynn, die neben ihrer Schwester aufgetaucht war und Buchweizenpaste von einem Löffelleckte. »Weil er im Krieg irgendeine Scheiße gemacht hat.«

»Halt die Klappe«, sagte Abigail.

»Wie alt ist Wes?«, fragte Catherine.

»Weiß nicht. Zweiundzwanzig, dreiundzwanzig.«

»Auf gar keinen Fall.«

»Du bist nicht in der Position, mir in meine Beziehungen reinzureden.«

»Wenn du so dick geschminkt bist, vermittelst du Männern die Botschaft, dass du nur das eine willst«, sagte Catherine.

»Gut«, sagte Abigail, »dann muss ich es nicht aussprechen.«

Abigail stürmte davon, bevor sich Catherine aus der Wanne gestemmt hatte. Schaumtupfen hafteten wie Seepocken auf ihrer Haut. Sie zog sich einen Herrenbademantel über, knotete den Gürtel zu und studierte die Menagerie der Pflegeprodukte auf dem Bord, jedes mit einem anderen aufwendigen Etikett, obwohl alle aus den gleichen Zutaten bestanden. Der Spätkapitalismus hatte Catherine erfolgreich mit der Überzeugung gefüttert, dass sie ungenügend war, eine Leerstelle, und dass diese Leerstelle langsam mit nach Petersilie oder Kokos duftenden Produkten gefüllt werden musste.

Harper beobachtete sie von der Seitenlinie aus und kaute an den Spitzen ihrer Haare.

Seltsames Kind, dachte Catherine. Klein, aber knallhart. Als Harper acht Jahre alt war, hatte eine besorgte Lehrerin angerufen, weil Harper in der Schule erzählt hatte, ihre Stofftiere hätten die Todesstrafe eingeführt. Andererseits waren alle

Kinder ein bisschen seltsam. Catherine ging in die Küche und mixte sich einen Drink. In letzter Zeit stellte sie gegen Mittag ein mit Wasser benetztes Martiniglas ins Gefrierfach, damit es zur Cocktailstunde eiskalt war. In der Wodkaflasche trieb Eis. Offensichtlich verdünnt, aber von welcher Tochter? Abigail? Harper? Louise war immer so still, aber stille Wasser sind tief, oder?

Ihre Töchter hatten Catherines Sexualstraftäterinnenzeugnis eingerahmt und in der Küche an die Wand gehängt. Catherine malte mit dem Finger ein Herz auf die Scheibe und rief ihren Ehemann an.

»Wusstest du, dass unsere Tochter einen Freund hat, der Kriegsverbrecher-Wes genannt wird?«

»Hast du den Kindern Abendessen gemacht?«

»Natürlich habe ich den Kindern Abendessen gemacht.«

»Was denn?«

»Zur Vorspeise gab es Lachsrouladen und mit Gorgonzola gefüllte Birnen«, sagte Catherine. »Dann ein Beef Wellington mit karamellisierten Perlzwiebeln, für das ich den ganzen Nachmittag am Herd stand. Und zum Nachtisch Brotpudding.«

Catherine öffnete die Speisekammer. Eine Tüte Buchweizen. Eine Schachtel alte Austern-Cracker. Ein Spielzeugtaucher für die Badewanne. Sie öffnete den Kühlschrank. Eine verschimmelte Brazzle Bowl von Mango Rooney. Ein Zettel hing am Gemüsefach in Abigails ausladender Handschrift: GEH EINKAUFEN!

»Das Einzige, was wir im Kühlschrank haben, sind Batterien«, sagte Bud.

»Nicht mehr. Die gab es zum Frühstück.«

»Louise sagt, sie hat Hunger.«

»Haben wir ihr nicht beigebracht, dass Petzen unfein ist?«

»Gib die Schuld nicht dem hungrigen Kind.«

»Warum machst du nicht Abendessen, William?«

»Warum macht Jim Doherty nicht Abendessen?«

Catherine vermisste die Zeit, in der man den Hörer auf die Gabel knallen konnte. Eine Taste zu drücken – eigentlich nur das Bild einer Taste – erfüllte einfach nicht den gleichen Zweck.

• • •

Zum einen würde Catherine ihren Besuch im Einkaufszentrum mit dem Nachbarn nicht als Rendezvous bezeichnen. Sie hatte einige Wochen zuvor ganz unschuldig bei ihm vor der Tür gestanden, um ihm ein paar Briefe vorbeizubringen, die irrtümlicherweise im Briefkasten der Flynns gelandet waren. Die Dohertys hatten einen Tierbriefkasten – einen weinroten Hahn –, wahrscheinlich ein Relikt aus Jims letzter Ehe. Eigentlich wollte Catherine die Briefe nur in den Hahn legen, aber einem spontanen Impuls folgend hatte sie an die Haustür geklopft. Bis dahin hatte sie nie einen Gedanken an ihren Nachbarn verschwendet, abgesehen davon, dass ihr sein Rankgitter gefiel.

»Catherine!«, hatte Jim gesagt. »Es ist ewig her.«

»Bei uns sind ein paar Briefe für dich gelandet.«

»Ach, das war doch nicht nötig. Bestimmt bloß Werbung. Ich stehe auf zu vielen Verteilern. Angeblich hängt es nur an mir, ein Dutzend gefährdete Tierarten zu retten.«

Catherine erhaschte einen Blick auf Myles Doherty im Flur.

»Ich kenne ein Tier, das gefährdet ist, wenn es sich nicht sofort wieder hinlegt«, rief Jim über die Schulter. »Der Kleine hat eine Erkältung. Auch bekannt als Mathearbeit.«

»Ha.« Catherine schnaubte, statt zu lachen.

»Schön, dich zu sehen, Catherine. Du siehst toll aus.«

»Wirklich?«

»Und du riechst nach Kokosnuss«, bemerkte Jim Doherty.
»Wusstest du das?«

»Ach ja?«

»Ist das dein natürlicher Geruch?«

Über diese Vorstellung musste Catherine ehrlich lachen. Sie fragte sich, welche Umwelt- und Ernährungseinflüsse dazu führen würden, dass ihr Körper von allein nach Kokosnuss roch.

»Hast du von den entflohenen Häftlingen gehört?«, fragte Jim Doherty.

»Ja, was für eine Geschichte.«

»Hoffentlich kriegen sie sie, bevor sie über die Grenze sind.«

»Ich weiß nicht. Irgendwie halte ich zu ihnen.«

»Wie meinst du das?«

»Na ja, sie haben sich solche Mühe gegeben, mit der Zahnsperre auszubrechen. Außerdem scheint es im Gefängnis wirklich furchtbar zu sein, und ... jeder verdient eine zweite Chance.« In diesem Moment brach Catherines Stimme, und ihr liefen Tränen übers Gesicht. Sie stand leise weinend auf Jim Dohertys Türschwelle. Jim Doherty tätschelte ihr die Schulter.

»Ach je. Ich weiß, was du brauchst. Eine schöne Tasse Kaffee. Es sei denn, du weinst, weil du Kaffee nicht ausstehen kannst ...«

Jim führte sie hinein. Für einen Haushalt, der seit der Scheidung der Dohertys wahrscheinlich frauenlos war, wirkte alles sauber, gemütlich und warm.

»Das ist nicht mein Werk«, gestand Jim, der ihre Reaktion bemerkte. »Fernanda war heute hier.« Er gab sich Mühe, das in *Fernanda* zu rollen. Die Flynns wären nie auf die Idee gekommen, eine Putzfrau zu engagieren. Sauberkeit war ein Luxus. Wie Brotpudding. Jim Doherty reichte Catherine ein Taschentuch.

»Musst du nicht zur Arbeit?«, fragte sie. »Ich will dich nicht aufhalten.«

»Das ist das Gute, wenn man der Chef ist«, sagte Jim. Er war der Inhaber eines auf alt gemachten englischen Pubs namens Olive or Twist. »Ich entscheide selbst, wann ich anfangen.«

Myles Doherty saß auf dem Sofa und beäugte Catherine misstrauisch. Er war dicklich und hatte schlimme Akne. Er musste ungefähr so alt wie Harper sein. Instinktiv hoffte Catherine, dass Harper ihn nicht mobbte.

»Ihr Kaffee, Ma'am.«

»Danke.«

Sie folgte Jim in die Küche, die bis oben hin mit Essen und Zutaten für noch mehr Essen gefüllt war. Catherine fand ihre Fassung wieder. Sie trank einen Schluck Kaffee aus einem unförmigen glasierten Tonbecher.

»Myles' Werk?«, fragte sie.

»Gott bewahre«, schnaubte Jim Doherty. »Nein, der ist von mir.«

»Von – dir? Oh! Sehr hübsch!«

»Komm mit, ich zeige dir was.«

Und dann führte Jim Doherty Catherine von der Küche durch die Waschküche und eine schmale Treppe hinunter in den Keller. Wie alle Frauen, die das erste Mal mit einem Mann allein sind, fragte sich Catherine kurz, ob er sie umbringen würde. Der Gedanke verschwand wieder. Jim Doherty zog an der Schnur der Deckenlampe und präsentierte Catherine seine Werkstatt: eine verschmierte Töpferscheibe, Farben, Werkzeug und einen kleinen Brennofen. Auf mehreren Brettern an der Wand standen weitere unförmige Becher und Vasen zum Trocknen aufgereiht.

»Was soll ich sagen? Töpfern ist meine Leidenschaft.«

»Ein beeindruckendes Atelier.«

»Die meisten verstehen Leute wie uns nicht.« Er zeigte mit dem Finger nach oben auf die kleinbürgerliche Welt über ihnen. »Du bist auch Künstlerin. Ich habe es gleich gewusst.«

Catherines Handflächen wurden schweißnass um den klobigen Becher. Seit Jahren hatte sie niemand mehr als Künstlerin bezeichnet, seit sie am College Fotografie studiert und Fotos von Treibgut und ausgebrannten Fabriken, kaputten Flaschen und defekten Maschinen gemacht hatte. Von verlassenen Lagerhallen entlang der Küste, gebaut für einen wirtschaftlichen Aufschwung, der nie kam. Wo waren diese Fotos? In irgendwelchen Schubladen, ausrangiert wie ihre Motive. Ihr Tutor hatte ihren Fotos Weitblick bescheinigt und gesagt, ihre Linse sei ein Portal in die Zukunft. Dass Catherine mit ihm geschlafen hatte, hatte sein Urteil nicht beeinflusst. Es waren andere Zeiten gewesen.

»Ich bin schon lange keine Künstlerin mehr«, sagte Catherine.

»Dass das Feuer nicht mehr lodert, heißt nicht, dass die Glut erloschen ist. Manchmal muss man nur ein bisschen ...« Jim blies Catherine in den Nacken, und ihr lief ein angenehmer Schauer über den Rücken.

Später am Abend, im bescheidenen Heim der Flynns, hatte Catherine den Fernseher eingeschaltet und *The Real Housewives of Baghdad* gesehen. Fatmi und Saadia zankten sich wieder. Aber Catherine war in Gedanken woanders. Sie stellte sich Jim Doherty vor: wie er in Shorts und hochgezogenen Socken Squash spielte, wie er einen Cocktailshaker schüttelte, wie er einen Klumpen Ton auf die Töpferscheibe warf. In ihr rührte sich Verlangen. Die Glut knisterte, erwachte zum Leben. Catherine zog die Vorhänge zu, legte sich mit einem Kissen unter dem Po auf den Wohnzimmerboden und schob sich die Hand in den Gummiband ihrer Jogginghose.

• • •

Catherine schwelgte in dem jugendlichen Gefühl, verstanden zu werden. Jim Doherty *sah* sie. Er *erkannte* sie. Die beiden Künstlerseelen hatten begonnen, sich häufiger zu treffen, hier

ein Ausflug zum Einkaufszentrum, da ein Spaziergang über den Wochenmarkt. Jim Doherty zeigte ihr die Pfefferdistel, die in der ganzen Stadt zu blühen begann. Auch Catherine blühte auf. In der ganzen Stadt. Jede beschauliche Ecke wurde von ihren Tränen benetzt, jede Parkbank war ihr Beichtstuhl. Bei Page Turner, der Buchhandlung, erzählte sie Jim Doherty von der Beziehung zu ihrer Mutter, einer weisen, aber halsstarrigen Frau, die Catherine mit so vielen unbeantworteten Fragen zurückgelassen hatte, als sie mit Mitte vierzig Waise wurde. Bei Aunt Tiques, dem Trödelmarkt, offenbarte Catherine, welche Belastung die Elternschaft für sie darstellte; sie war von der Phase mit drei Kleinkindern bis heute traumatisiert: die Essensvorlieben, die Wutanfälle, das ganze Drama mit den Haaren – die Läuse und die schiefen Ponys und die Kaugummis im Haaransatz –, weswegen Catherine ihr eigenes Haar vernachlässigte, auf das sie früher so stolz gewesen war. Jetzt war es drahtig und grau. Und im Maritime Heritage Center, der einzigen offiziellen Kunsteinrichtung im Umkreis, erzählte sie Jim schließlich von ihrer ehelichen Unzufriedenheit und davon, wie anders Bud früher gewesen sei, bevor die Kinder kamen; wie er unter der Domestizierung eingeknickt sei und sich zum Waschlapen entwickelt habe. Catherine war durchaus bereit, Krisen zu meistern und Wachstumsschmerzen auszuhalten, wenn sie es nur gemeinsam täten. Doch die Liebe, die sie einst verbunden hatte, fühlte sich fern und ungreifbar an. Bud internalisierte ihren Groll und zog sich immer mehr in sich selbst zurück, oder in den Minivan, wo er Gras rauchte und Musik hörte, allein. In der Küche gingen sie häufig aneinander vorbei wie Fremde im Einkaufszentrum.

»Es sind viele Erwartungen an eine Person«, sagte Jim Doherty zu ihr. »Zuverlässiger Partner und Alleinernährer *und* Casanova.«

»Aber darum geht es doch in der Ehe.«

»Verzeih mir die Offenheit, aber hast du schon mal an Outsourcing gedacht?«

»Outsourcing?«

»Ich meine nur. Es braucht ein Dorf, um ...«

Jim Doherty unternahm keine direkten Annäherungsversuche, was sie nur noch mehr erregte. Eine zufällige Berührung am Knie, eine Wimper, die er ihr von der Wange strich das freundliche Tätscheln ihres Arms – bei jeder harmlosen Geste wurde Catherine rot wie ein verliebter Teenager.

»Du lebst nicht«, sagte Jim Doherty, »du hältst nur durch.«

»Ich lebe nicht«, wiederholte sie.

»Komm, ich lade dich zu einem Mineralwasser ein.«

Die Verliebtheit hatte sie elektrisiert. Catherine hatte sogar ihre 35-mm-Kamera aus der Rumpelkammer geholt, wo sie neben Buds Gitarre, dem Steckenpferd, dem Waffeisen und einem Set Golfschläger seit Ewigkeiten verstaubte. Sie begann, Fotos von der Stadt zu machen. Das Einkaufszentrum, der Friseursalon, der Baumarkt und die rauchenden Männer vor dem Angelladen, die Menschen auf dem Wochenmarkt und die Hunde, die vor dem Supermarkt warteten. Jim Doherty lobte Catherines Auge für das Elend der Provinz. Und als sie genug von den Motiven draußen hatte, tat Catherine, was so viele große Fotografinnen vor ihr getan hatten: Sie drehte die Kamera um. Bud fand ihr neues Interesse an Selbstporträts eitel und trivial, aber Jim Doherty ermutigte sie. Ihre Fotos seien das kühne und ehrliche Porträt einer Frau, sagte er, ungeschönt und furchtlos vor den Spuren der Zeit, den unvermeidlichen Linien und Falten, die die meisten Frauen zu verstecken versuchten. Catherine nahm das Kompliment an, auch wenn sie kein bisschen furchtlos war, was die Spuren der Zeit betraf – sie ernährte sich wie eine Jägerin und Sammlerin und behandelte ihr Gesicht mit unzähligen Cremes und Seren, die der Haut die Jugend zurückzugeben versprochen –, nur hatte